

Für unsere Kinder

Nr. 3 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1911

Inhaltsverzeichnis: Der Mühe wert. Spruch von Ludwig Uhlend. — Der Dnjepr. Von Nikolaius Gogol. — Gedankenlose Grausamkeit. Von g. l. — Des Königs Kleid. Von Ludwig Pfau. (Gedicht.) — Lebensgeschichte eines Massai. Aus „Durch Massailand“. Von Joseph Thomson. (Fortf.) — Wunderfame Reife einer Mählenmaus und ihr trauriges Ende. Von Fr. Pritschow. (Fortf.) — Die Kuh im Schwalbennest. (Gedicht.)

Der Mühe wert.

Wenn ein Gedanke, den die Menschheit ehrt,
Den Sieg errang, so war's der Mühe wert.

Ludwig Uhlend.

○ ○ ○

Der Dnjepr.*

Wunderbar ist der Dnjepr bei heiterem Himmel, wenn seine vollen Wasser langsam und gleichmäßig zwischen Berg und Wald dahinfließen. Er braust nicht, er tobt nicht: du blickst hin und weißt nicht, ob seine großartige Breite in Bewegung ist, es scheint dir, als sei er eine einzige gegossene Glasfläche, eine tiefe Spiegelbahn, maßlos in der Breite, endlos in der Länge, sich windend durch die grüne Welt. Eine Augenweide ist's, wenn die glühende Sonne in der Höhe leuchtet und ihre Strahlen in die Kälte des Kristallwassers senkt und die Waldungen an den Ufern sich in den Wassern hell spiegeln. Die Grünlockigen! sie drängen sich mit den Wiesenblumen zu den Wassern, sie neigen sich und blicken hinein, und können sich nicht satt sehen, und sie weiden sich an ihrem lichten Spiegelbild, sie lächeln es an und begrüßen es, mit den Zweigen nickend. In die Mitte des Dnjepr wagen sie nicht zu blicken: niemand außer der Sonne und dem tiefen Himmel wirft einen Blick hinein, selten nur fliegt ein Vogel bis in die Mitte des Dnjepr. Prachtvoll! Es gibt seinesgleichen

* Der Dnjepr ist der zweitgrößte Fluß des europäischen Rußlands und der drittgrößte Europas. Nur Wolga und Donau übertreffen ihn an Länge. Er entspringt nicht weit von den Quellen der Wolga und Düna in den Sümpfen des Wolkowiskwaldes aus dem See Mischara. Sein Lauf geht nach Süden durch ausgedehnte Wälder, Berglandschaften, ein 70 Kilometer langes, enges Tal, das von Granitfelsen umsäumt ist, und durch weite Steppen. Der gewaltige Strom mündet in das Schwarze Meer.

nicht unter den Strömen der Welt. Wunderbar ist der Dnjepr in der warmen Sommernacht, wenn alles in Schlummer versinkt — der Mensch und das Tier und der Vogel, und Mutter Natur allein Himmel und Erde überschaut und in ihrer Erhabenheit ihr Gewand schüttelt. Aus dem Gewand fallen Sterne; die Sterne glühen und beleuchten die Welt, und alles widerstrahlt im Dnjepr. All das faßt der Dnjepr in seinem dunkeln Schoß; nichts entgeht ihm — außer was am Himmel erlischt; der schwarze Wald, mit schlafenden Raben besetzt, und die von alters her geborstenen Berge versuchen es, überhängend ihn zu bedecken, wenn auch nur mit ihrem gedehnten Schatten — vergebens! Es gibt nichts in der Welt, das den Dnjepr verhüllte. In seiner Bläue ergießt sich seine Flut, so am Tage wie bei Nacht, so weit in die Ferne, als das menschliche Auge schaut. Sich bei der nächtlichen Kälte an die Ufer schmiegend und anlegend, hebt sich dann seine silberne Flut, blitzt sie auf wie eine trumme Damaszenerklinge, und wieder nimmt der Dnjepr ab und entschlämmert in seiner Bläue. Auch dann ist er wundervoll und ihm gleicht kein Fluß der Welt! Wenn sich am Himmel die blauen Wolken zu Bergen türmen, wenn der dunkle Wald bis in die Wurzeln erhebt, die Eichen krachen und die Blitze, sich zwischen den Wolken Bahn brechend, das Weltall beleuchten — dann ist der Dnjepr fürchterlich! Die Wasserhügel brausen, schlagen an die Berge, prallen sprühend und stöhnend wieder ab, heulen und überschweben die fernen Täler. So quält sich die alte Mutter des Kosaken, die ihren Sohn zum Heere begleitet: mutig und in heiterster Stimmung reitet er auf seinem rabenschwarzen Pferde, die Hände in die Seite gestemmt und die Mühe fest auf dem Kopfe; sie aber rennt ihm schluchzend nach, greift nach dem Steigbügel, sucht den Zaum des Pferdes zu fassen, ringt die Hände und weint bittere Tränen.

Nikolaius Gogol.

○ ○ ○

Gedankenlose Grausamkeit.

In eurem Blatte ist schon gegen die schlimme Sitte geschrieben worden, Singvögel zu töten und zu vertilgen. Aber es gibt noch eine

andere sehr verbreitete Gewohnheit, die tausendmal schlimmer ist als das Töten der Singvögel: das ist das Halten der Vögel in Käfigen! Fast in jeder Wohnung hängt am Fenster ein Bauer, hinter dessen Gitter ein Vögelchen auf und ab hüpfet und von Zeit zu Zeit seine lauten Triller erschallen läßt. Und — sagen wir es offen — gar viele von den jungen Leserinnen und Lesern dieser Zeilen haben sich schon sehnlich gewünscht, einen solchen Singvogel im Bauer zum Geschenk zu bekommen. Ich kenne auch manchen gelehrten Mann, der in seinen freien Minuten nach der trockenen Arbeit am Schreibtisch oder beim Bücherlesen damit Erholung sucht, daß er vor seinen Vogelkäfig tritt, den Mund spitzt und dem armen Gefangenen darinnen seinen Gruß pfeift, „Hansi“ ruft oder das Vögelchen mit Wasser und Körnern versorgt. Die Familie pflegt dann wohl gerührt auf den Vater zu schauen, der trotz seiner ernstlichen Arbeit so viel weiches Gemüt besitzt, um am Zeitvertreib mit dem Tierchen Gefallen zu finden.

Dieses Gefallen an Vögeln im Käfig beruht aber bei Erwachsenen wie bei Kindern auf nichts anderem als auf Gedankenlosigkeit und Gefühllosigkeit. Denken wir nur einen Augenblick nach! Ein Rotkehlchen, ein Stieglitz, ein Dompfaff oder ein anderer Singvogel wird irgendwo im fernem Walde gefangen, wo er frei herumflieg und sich des Lebens freute. Er wird in einen kleinen Käfig gesperrt, sieht die Welt nur noch durch die Gitterstäbchen und kann die Flügel gar nicht mehr gebrauchen, die ihm zum Fliegen im unbegrenzten Luftraum gegeben sind. Er sich hoch hinaufschwingen, die Flügel stark anspannen, bald ruhig schweben, bald sich pfeilschnell in den Lüften tummeln, sich dann wieder herunterlassen, im Sonnenlicht baden — welche Lust für einen Vogel! Das alles wird dem Tierchen im Käfig nie und nimmer zuteil. Auf und ab zu hüpfen zwischen dem Boden des kleinen Käfigs und dem Holzstäbchen, das etwas höher querüber angebracht ist: das ist nun alles, was ihm vergönnt ist. Reiche Leute können sich zwar größere Käfige leisten. Aber wenn das Bauer auch, sagen wir einen Meter lang und breit wäre — was ist das im Vergleich mit dem freien Luftraum, mit dem großen Walde und den Wiesen, über die zu fliegen und zu flattern des Vogels Lebensselement ist! Fliegen kann er im großen Käfig ebenso wenig wie im kleinen, und damit ist er zum traurigen Dasein eines Krüppels verurteilt.

Freilich sorgen jetzt die Menschen für den Vogel: er kriegt regelmäßig sein Futter und ein wenig Wasser im Glas- oder Porzellanäpfchen, das so groß ist wie ein Salzfaß. Aber diese Versorgung mit Lebensmitteln ist nicht eine Wohlthat für den Vogel, wie sich die Menschen einbilden, sondern das größte Unrecht, das man ihm antun kann. Die Sorge für den eigenen Unterhalt und den der Kinder gibt dem Leben des Vogels den eigentlichen Inhalt. Wohl bringt das für ihn auch Kummer und Angst mit sich, Kampf mit anderen Vögeln, manchmal Hungerzeiten. Doch was ist schließlich das Leben ohne Mühe und Kampf, ohne Sorge und Lust! Die Hauptsache ist, daß das Tier dabei in der Freiheit die eigenen Kräfte, den eigenen Scharfsinn, den eigenen Mut üben und entwickeln kann. Und die Anspannung aller Lebensgeister gibt erst dem Leben Sinn und Glanz. Nun bekommt der Vogel jeden Morgen eine Handvoll Körner und einen Napf voll Wasser in den Käfig, aber seine Flügel, sein Kopf, seine Sinne bleiben unbeschäftigt, die Kräfte seines Körpers und Geistes werden träge und schläfrig, und dumpf schleppt sich sein sinnloses Dasein dahin, ohne Aufregung und Gefahr, aber auch ohne Freude und Reiz.

Dazu kommt noch etwas sehr Wichtiges: der Vogel im Käfig ist meist einsam, von seinen Freunden und Verwandten getrennt, des Familienlebens beraubt. Jedes Geschöpf hat das Bedürfnis, mit seinesgleichen in geselligem Verkehr zu leben. Wie unglücklich fühlt sich der Mensch, wenn er durch Zufall oder zur Strafe nur einige Monate verleben muß ohne die Möglichkeit, andere Menschen zu sehen und zu sprechen. Und nun denke man sich ein kleines Vögelchen, das für sein ganzes Leben lang aus der Gesellschaft seiner Verwandten und Freunde gerissen und unter die Menschen gestellt wird, mit denen es sich nicht verständigen kann, die ihn nichts angehen, mit denen es nichts gemein hat. Außerdem kann sich der gefangene Vogel kein Weibchen nehmen — die Sänger in den Käfigen sind ja meist Männchen —, kann nicht in der Brutzeit seine Fähigkeiten und Vorzüge zur Anlockung des Weibchens spielen lassen, kann nicht für die junge Brut als Beschützer und Ernährer sorgen, kurz, die Hauptquelle seiner Lebensfreude ist ihm genommen. An den Höfen der mohammedanischen Fürsten gibt es Männer, die man durch grausame Verstümmelung entmannt, zu sogenannten Eunuchen gemacht hat,

damit sie die Frauen des Harems bewachen. Unsere Christenmenschen empören sich über diese abscheuliche Menschenquälerei, aber sie handeln nicht besser gegen die armen, wehrlosen Vögel, die sie in die Käfige sperren, und denen sie die Möglichkeit nehmen, sich zu paaren.

Schließlich bedenkt man meist nicht, daß für den Vogel das Leben in der Gefangenschaft in jeder Hinsicht eine Marter sein muß. Seine Augen sind gewöhnt an die Bilder der freien Natur, an Waldesgrün, an den blauen Himmel und die Wolkengebilde, an die vom goldigen Sonnenlicht umflossenen schlanken Baumstämme oder die bei jedem Lufthauch sich wiegenden Grashalme des Wiesenteppichs, an Mückenschwärme und Schmetterlinge, die in der Luft tanzen. Seinem Gehör ist der tausendstimmige Chor der Kameraden vertraut, das Gesumm der Insekten, das Rauschen des Waldes. All dieser Eindrücke, die das natürliche Lebenselement des Vogels bilden, ist er beraubt. Aus seiner natürlichen Umgebung gerissen, ohne alles, was sie ihm bietet, wird er sein Leben lang in eine menschliche Wohnung gesperrt, wo alles ihm fremd, unbegreiflich erscheint. Hier muß er lauter Gegenstände um sich sehen, die nach Gestalt und Farbe seinen kleinen Auglein völlig unbekannt sind und mit seinem Dasein nichts zu tun haben. Hier muß er den Straßenlärm der Großstadt, muß Menschengespräche oder häusliches Rumoren hören, kurz Dinge, die für sein Gehör ein einziger Lärm, gräßliche Mißtöne sind. Statt dem frischen Duft der Wiesen und Wälder riecht er nun Kohlsuppe und die Stubenluft der engen menschlichen Wohnungen. Das Dasein im Käfig ist also nicht bloß Gefangenschaft, sondern eine dauernde Beleidigung für alle Sinne des armen Vogels.

Und in dieser einzigen Qual, in die das Leben des Vogels verwandelt ist, läßt man ihn singen, stellt man sich an den Käfig, steckt ein Stückchen Zucker durch die Stäbe, schnalzt mit der Zunge und ruft mit falscher Stimme: „Hansi? Hansi?“ Wahrhaftig, ein rohes Vergnügen, für das nur die völlige Gedankenlosigkeit einige Entschuldigung bietet. Wir töten Tiere, um sie als Nahrung zu verzehren. Das ist eine traurige Tatsache, aber unser ganzer Körper, unsere Zähne, unsere Gedärme, unser Hirn sind auf fleischliche Nahrung angewiesen, und wir können nun einmal ohne das Fleisch der Tiere nicht auskommen — wenigstens bei dem heutigen Stand

der Wissenschaft nicht. Die absolute Notwendigkeit entschuldigt das Schlachten der Tiere. Aber das Quälen der lebendigen Tiere in der Gefangenschaft ist viel schlimmer als das rasche Töten, und unvergleichlich schlimmer ist es, da es nicht aus Lebensnot, sondern zum Vergnügen, zum bloßen Zeitvertreib geschieht.

Ein Freund, den ich auf all das aufmerksam machte, hat mir einmal gesagt: „Sie halten doch selbst eine Katze in der Gefangenschaft! Ist das nicht dasselbe, wie wenn ich einen Vogel im Käfig habe?“

Nein, es ist durchaus nicht dasselbe. Man muß sich nur ein wenig in die Lebensweise verschiedener Tiere hineinsetzen. Hund und Katze sind bereits gezähmte Tiere, die seit Jahrtausenden an das Leben unter den Menschen gewöhnt sind. Es hat sich dadurch bereits eine gewisse geistige Gemeinschaft zwischen dem Menschen und der Hauskatze, namentlich aber dem Hunde herausgebildet. Der Hund zum Beispiel nimmt regen Anteil an den Angelegenheiten des menschlichen Lebens, er arbeitet oft mit dem Menschen zusammen, hütet dessen Schafe und Kühe oder Haus und Kinder, geht mit dem Herrn spazieren, jagt mit ihm andere Tiere, hat sich an die Sprache und Gesten der Menschen gewöhnt, so daß er sie in hohem Maße versteht und daran große Freude hat. Die Katze aber sucht gerade im menschlichen Wohnhaus und seiner Umgebung ihren Lebensunterhalt auf eigene Faust, sie fängt Mäuse. Weiden also, dem Hunde wie der Katze bietet das Leben mit den Menschen leiblich und geistig wirklich etwas. Dabei können sich beide frei bewegen und die Geselligkeit mit ihresgleichen sowie das Familienleben pflegen. Hunde und Katzen suchen sich im Hof und auf der Straße ihre Männchen und Weibchen, ihre Freunde und Gespielen, aber auch ihre Feinde, mit denen sie wacker rausen, und beide haben sich durch die vielen Jahrtausende so an die menschliche Gesellschaft gewöhnt, daß ihnen das Wohnhaus der Menschen, das Dorf, die Stadt mit all ihren Eindrücken etwas Bekanntes und Vertrautes, beinahe etwas Liebes geworden ist.

Nichts von alledem trifft auf den Singvogel im Käfig zu. Fremd, vereinsamt, zur Untätigkeit verurteilt, sitzt der arme Gefangene da, und jeder Ton aus seiner kleinen Kehle, dem wir als Wohlklang lauschen, ist eine bittere Klage über das schmachvolle, elende Dasein, das ihm durch die rohe Menschenhand beschieden worden ist.

Mögen die Kinder reicher Leute an der Qual der Vögel im Bauer ihr gedankenloses Vergnügen finden. Die Kinder der Arbeiter, die jede Sklaverei von der Welt vertilgen wollen, müssen der grausamen Gefangenschaft der Waldvögel im Käfig den Krieg ansagen. g. 1.

o o o

Des Königs Kleid.

Von Ludwig Pfau.

Der König sitzt im Marmorfaal,
Er faßt den funkelnden Pokal:
„Wir sind bereit zum Feste!
Wo bleiben denn die Gäste,
Die Zecher all, die ich entbot?“
Des Königs Kleid ist so blutigrot.
Und lautlos öffnet sich das Thor,
Es wallt herein ein düsterer Chor
Zum Tisch mit leisen Füßen.
Sie sitzen ohne Grüssen,
Sie sitzen still als wie der Tod.
Des Königs Kleid ist so blutigrot.
Der König schaut erschrocken um:
„Wer lud euch, Gäste, bleich und stumm?
Was soll's, mit schaurigem Nicken
Mich gläsern anzublicken?
Ihr rührt ja weder Wein noch Brot!“
Des Königs Kleid ist so blutigrot.
„Was starrt und bohrt ihr auf mich los?
Wollt euer Blut, das ich vergoß,
Auf meinem Kleid erspähen?
Das Blut könnt ihr nicht sehen,
Das bringt kein Königskleid in Not.“
Des Königs Kleid ist so blutigrot.
Und Leichenodem weht durchs Haus,
Da saßt den König kalter Graus;
Er reißt mit zitternden Händen
Den Purpur von den Lenden:
„Hinweg dies Kleid, das mich bedroht!“
Des Königs Kleid ist so blutigrot.
Doch fester klebt sein rotes Kleid,
Er muß es tragen in Ewigkeit;
Kein weißes, reines Linnen
Soll er im Grab gewinnen —
Er sinkt vom Sessel bleich und tot.
Des Königs Kleid ist so blutigrot.

o o o

Lebensgeschichte eines Massai.

Aus „Durch Kassaland“. Von Joseph Thomson.
(Fortsetzung.)

Inzwischen übte Moran sich mit dem Speere und tötete in der Einbildung unzählige Feinde.

Klopfenden Herzens lauschte er den Erzählungen der Krieger von gewagten Viehdiebstählen und blutigen Gefechten, aber bis jetzt konnte er seinen Speer bloß färben in dem Blute einer Antilope oder höchstens eines Büffels. Seine Kost war noch immer die eines Nichtkriegers und bestand aus geronnener Milch, aus Mais, Hirse und Rindfleisch. Aber die vorwiegende Pflanzennahrung war die Kost der Frauen und Kinder, und er genoß sie nur noch mit Widerwillen.

Als Moran sich dem Alter von 14 Jahren näherte, begann er, sich ein wildes, fürchterliches Aussehen zu geben. Anstatt sich krank zu machen in dem Bestreben, ein Zigarre zu rauchen, oder seine Oberlippe vor dem Spiegel zu prüfen wie ein europäischer Junge, gab Moran sich alle Mühe, wie ein Teufel auszu sehen, indem er die Stirne drohend runzelte und überhaupt einen grausamen und harten Ausdruck annahm. Und dies gelang ihm so gut, daß er dadurch den Neid der Knaben und die Bewunderung der Mädchen seines Stammes erregte.

Zulezt waren alle darüber einig, daß Moran ein Mann geworden und würdig sei, ein Krieger zu heißen. Er wurde beschnitten und war nicht länger ein Knabe, sondern ein G-Moran — ein Krieger. Die Beschneidung ist eine uralte Sitte, die nicht nur von Juden und Mohammedanern geübt wird, sondern auch von vielen afrikanischen, amerikanischen und australischen Völkern.

Morans Vater beschloß, nunmehr den Sohn nach allen Anforderungen der militärischen Sitte auszurüsten. Dazu reiste er mit ihm zunächst nach einer benachbarten Ansiedlung der Andorobbo. Der Stamm der Andorobbo wird von seinen entferntesten Verwandten, den ritterlichen Massai, gründlich verachtet, weil er den Lebensunterhalt ausschließlich durch Jagd erwirbt, was den Massai gemein dünkt. Nachdem Moran und sein Vater die Andorobbo in ihren Sandalen hatten erbeben lassen, wählten sie einen schön gearbeiteten, länglich-rund geformten Schild von Büffelleber aus, der einen fürchterlichen Speerstoß abhalten konnte. Die Massai machen nie selber Schilde oder Speere, obgleich sie auf kein anderes Eigentum so stolz sind wie darauf. Als die beiden nach dem Preise des Schildes fragten, wurde ihnen als niedrigster Selbstkostenpreis ein Stier genannt. Doch der unglückliche Verfertiger des Schildes mußte sich mit einem mageren Schafe und einer Tracht Prügel zu-

frieden geben. Nachdem dieser Handel abgeschlossen war, kehrten Vater und Sohn zu ihrem Kraal zurück und sprachen dann bei einem Elkonono vor. Die Elkonono sind eine unterworfenere Bevölkerung, die bei den Massai in Diensten steht und für sie Schwerter und Speere verfertigt. Sie ziehen nicht mit in den Krieg und dürfen sich nicht mit den Massai verheiraten. Sie sprechen die Massaisprache, aber man glaubt, daß sie außerdem noch eine eigene Sprache haben. Morans Vater rief, und sogleich erschien ein erbärmlich aussehender halbverhungertes Kerl mit einer Auswahl mörderischer Waffen. Nach einer sorgfältigen Prüfung wählte sich Moran einen Speer aus mit einer Eisenspitze von 76 Zentimeter Länge, einem hölzernen Schaft von 38 Zentimeter und einem eisernen Unterende von 40 Zentimeter. Die eiserne Spitze hatte fast durchgängig eine Breite von 5 bis $7\frac{1}{2}$ Zentimeter bis ganz nahe an dem Ende, wo sie plötzlich zugespitzt war. Ein Schwert und ein Streikkolben von furchtbarem Aussehen vervollständigten Morans kriegerische Ausrüstung.

Nachdem diese wichtigen Ankäufe gemacht waren, fing Moran an, sich seinem neuen Stande gemäß zu puken. Sein Haar verarbeitete er in einen Schopf von einzelnen Strängen, wobei er die über die Stirne fallenden kürzer schnitt als die übrigen. Anstatt des bisher gebrauchten elfenbeinernen Ohrstreckers legte er einen dicken Ohrschmuck an, der aus einer Quaste von Eisenketten bestand. Den Hals verzierte er mit einem Bande von gewundenem Eisendraht, und um das Handgelenk legte er ein Armband von Perlen. Um seine Knöchel band er einen Streifen von dem schwarzen Fell des zentralafrikanischen Seidenaffen. Eine dicke Schicht Fett und Lehm wurde ihm auf Kopf und Schultern geklebt. Hierauf legte er ein hübsch verziertes Mäntelchen von Ziegenhaut um, das allerdings nur Brust und Schultern bedeckte und nicht einmal bis zur Hüfte reichte.

Bisher hatte Moran in dem Kraal der verheirateten Leute gelebt und demgemäß „nur für einen Knaben“ gegolten. Jetzt zog er in einen entfernteren Kraal, in welchem ausschließlich Jünglinge und Mädchen lebten. Zu seinem Lebensunterhalt gab der Vater Moran eine Anzahl Kinder mit. Bei seiner Ankunft im Kraal traf Moran eine große Zahl prächtig gewachsener junger Wilder — man kann sich in der Tat keine Menschen denken, die herrlicher gebaut wären als die Massai. In der Regel ist keiner

der El-Moran weniger als 165 Zentimeter groß. Ihr Aussehen verrät freilich nicht große Stärke und zeigt wenig von jener knochen- und berben Muskulatur, wie sie bei uns die berufsmäßigen Athleten besitzen. Meist ist die Nase der Massai hoch, gerade und wohlgeformt, wenn sie sich auch bei manchen Stämmen mehr dem Negerschnitt nähert. Man sieht ebenfalls sehr verschieden geformte Lippen: dünne und wohlgestaltete bis zu ganz dicken und wulstigen. Die Augen sind glänzend, und ihre Hornhaut ist weißer, als es gewöhnlich bei den Völkern in Afrika der Fall zu sein pflegt. Der Schlich des Auges ist meist schmal und wie bei den Mongolen etwas aufwärts gerichtet. Die Kinnbacken sind selten vorstehend; die Backenknochen treten deutlich hervor, und der Kopf ist oben und unten gleich schmal. Die Zähne stehen nach außen; die beiden untern mittleren Schneidezähne sind ausgezogen. Das Haar, das nicht so kraus wie bei den Negern ist, wächst im ganzen dünn, aber gleichmäßig über den Kopf verteilt. Kaum jemals sieht man Haare im Gesicht oder auf irgend einem Teil des Körpers. Tätowieren ist nicht üblich, nur hat jeder Massai fünf oder sechs Brandzeichen auf der Lende.

Joseph Thomson, der kühne englische Reisende, der das gefürchtete Massailand in seiner ganzen Länge zweimal durchquert hat, und dem wir diese Schilderungen verdanken, nennt die Massaimädchen die hübschesten von allen Mädchen, die er jemals in Afrika angetroffen hat. In ihrem Benehmen wie in ihrem Äußeren wirken sie vornehm. Ihre Figur ist zart und wohlgebaut und nicht durch die starke Entwicklung der Hüften verunstaltet, wie die der Negerinnen. Das Haar wird so gründlich wegrasiert, daß der Glanzkopf einen vollständigen „Mondschein“ zeigt. Als Kleidung tragen die Mädchen eine gegerbte Ochsenhaut, von welcher das Haar abgeschabt ist. Sie wird über der linken Schulter befestigt und geht unter dem rechten Arme durch. Ein Perlen-gürtel faßt sie über der Hüfte so zusammen, daß ein Bein frei bleibt. Häufig gleitet die Ochsenhaut von der Schulter herunter und hängt ganz an der Hüfte, so daß die Brust entblößt wird. Ganz besonderer Art sind die Schmucksachen der Mädchen. Um die Beine wird von den Knöcheln bis zum Knie Draht in engen Spiralwindungen herumgelegt. So plump ist dieser Schmuck, daß die Trägerin damit nicht ordentlich gehen, geschweige denn rennen kann, daß sie sich weder niederzusetzen

noch aufzustehen vermag wie andere Menschenkinder. Auch um die Arme wird Draht herumgewunden, unterhalb und oberhalb des Ellbogens. Mit noch mehr Eisen Draht wird der Hals in der gleichen Weise geschmückt. Sind diese Schmucksachen einmal angelegt, so müssen sie bis ans Ende der Dinge sitzen bleiben, weil es mehrere Tage schmerzhafter Arbeit erfordert, sie an Ort und Stelle anzubringen. Sie reiben die Knöchel wund und verursachen offenbar viele Schmerzen. Da sie in der Jugend angelegt werden, so verhindern sie die Entwicklung der Wade, und infolge davon bleiben die Beine gleichmäßig dick von den Knöcheln bis zum Knie — sie gleichen wirklich lebendigen Stelzen. Das Gewicht der Rüstung schwankt je nach dem Reichtum der Besitzerinnen, erreicht aber oft die anständige Schwere von 30 Pfund. Außer dem Eisendraht werden noch große Mengen Perlen und Eisenketten verschiedentlich um den Hals angebracht.

So sahen die jungen Männer und Mädchen aus, die Moran zu begrüßen hatte, und die den neuen Ankömmling gehörig hänselten. Bald war aber Moran in die Geheimnisse des Kriegertraks eingeweiht. Oberste Regel war hier eine äußerst strenge Lebensweise. Moran mußte sich zufrieden geben, wenn er nichts als Fleisch oder Milch zur Nahrung erhielt. Das Fleisch aller anderen Tiere außer von Kindern, Schafen und Ziegen mußte gemieden werden; der Genuß von Eier- oder Pflanzenkost irgendwelcher Art, von geistigen Getränken, Rauch- oder Schnupftabak war verboten. Wer nur das Geringste von diesen Nahrungs- und Genußmitteln zu sich nahm, wurde aus der Kriegerkaste ausgestoßen; die bloße Einladung, es zu tun, galt schon als unerhörte Beleidigung. Als ob diese Vorschriften noch nicht streng genug seien, durfte niemand sehen, daß ein Krieger Fleisch im Kral aß, auch war es verboten, Fleisch zugleich mit Milch zu genießen. So vergingen viele Tage, an denen unser Moran nur frische Milch zur Nahrung erhielt. Wurde dann das Verlangen nach Fleischspeise bei ihm zu stark, so mußte er sich mit einem Rind nach einem einsamen Platz im Walde zurückziehen, begleitet von einigen Kameraden und einem Mädchen, welches das Kochen besorgte. Zuerst mußten sie sich vergewissern, daß keine Spur von Milch im Magen zurückgeblieben war; zu diesem Behufe nahmen sie ein sehr kräftiges Abführmittel zu sich. Daraus töteten sie das Rind entweder durch einen Schlag mit dem Streikbolzen, oder indem sie ihm in den Nacken

stachen. Nun tranken sie des Tieres warmes Blut, das ihnen das für den menschlichen Körper notwendige Salz lieferte, denn die Massai nahmen kein Salz in gewöhnlicher Form zu sich. Nachdem der blutige Trank beendet war, stopften sie sich so voll Fleisch, als nur möglich war. Sie schmauften vom Morgen bis zum Abend davon und hielten dadurch ihre Magd beständig in Atem. Das halbe Duzend Leute verspeiste in wenigen Tagen das ganze Rind, und war es aufgezehrt, so kehrten sie zum Kral und zu ihrer täglichen Milchnahrung zurück.

Während so die Nahrung der jungen Massai streng geregelt war, gab es im Verkehr zwischen Jünglingen und Mädchen keinerlei Fessel. Jedes Mädchen hatte mehrere Liebhaber, wenn auch einer von ihnen ihr besonderer Liebling sein mochte, und ebensowenig war einer der jungen Männer nur einer einzigen unter den Mädchen treu. Aber dies gab niemals Anlaß zu Eifersucht unter ihnen. Zwischen den jungen Mädchen und dem El-Moran herrschte die vollständigste Freiheit.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Wunderfame Reise einer Mühlenmaus und ihr trauriges Ende.

Von Fr. Pritschow. (Fortsetzung.)

Fly war ganz mutlos und wußte nicht, was er beginnen sollte. Sollte er in die Windmühle zurückkehren und dort den kommenden Tag verbringen? Aber die Mäuse würden ihn gewiß wieder auslachen. Viel lieber ging er zu den Fröschen — ja, zu seinem lieben Springwitz wollte er gehen. Der würde schon Rat wissen.

Fly lief am Bächlein entlang und hörte auch alsbald am anderen Ufer Froschstimmen erklingen. Er pffif, so laut er immer konnte, damit ihn Springwitz höre. Und wirklich, Springwitz hörte ihn und kam sogleich herübergeschwommen. Als er erfuhr, daß Fly sich verlaufen habe und noch vor Morgen grauen im Walde verborgen sein müsse, da war er sofort hilfsbereit. Springwitz schwamm davon und kehrte mit zwei Fröschen zurück. Nach kurzer Beratung ging es zurück zum Lämpel, Fly saß wieder auf dem Rücken des guten Springwitz. Die beiden Frösche verschwanden sofort wieder im Wasser, Springwitz aber unterrichtete Fly von seinem Vorgehen und sprach:

„Oh du kämst an jenen Wald,
Wärst du sicher müde bald,
Doch auch wohl unterdessen
Jrgendwo längst aufgefressen.
Schau, wir bauen dir ein Floß,
Damit fahren wir dann los.
Bald, noch eh' die Sonn' aufgeht,
Der Wald vor unsern Blicken steht.“

Flix zitterte am ganzen Leibe, als er von der langen Wasserfahrt hörte. Doch da kamen auch schon die Frösche mit dem Floße geschwommen, das sie vor sich her stießen. Das Floß, ein größeres Rindenstück, legte an. Springwitz und Flix nahmen in der Mitte Platz, während die beiden Frösche sich vorn und hinten aufstellten, um das Fahrzeug zu steuern. Die Frösche stießen vom Ufer ab und ruderten abwechselnd mit einem ihrer langen Hinterbeine. Langsam glitt das Floß über den Lümpel. Sodann gelangte es in den schnell fließenden Bach hinein. Die Frösche mußten sehr aufpassen, daß ihr Fahrzeug bei der raschen Fahrt nirgends anstieß und zerschellte. Flix aber bemerkte vor Müdigkeit und Angst nicht viel von der herrlichen Fahrt. Schließlich schlummerte er sogar ein wenig ein. Die Frösche sprachen kein Wort, die ganze lange Fahrt verlief lautlos und ohne Störung.

Flix fuhr erschreckt auf, als Springwitz ihn plötzlich anredete. Der Wald — wo? Ach ja, da lag der dunkle Wald vor ihnen; Flix konnte es kaum glauben. Aber nun war ja alles gut, wenn sie nur glücklich landen konnten. Die Frösche schauten eifrig nach einem Platz zum Landen aus. Als sie eine bequeme Stelle dafür entdeckt hatten, legten sie an und schifften Flix aus. Flix nahm herzlichen Abschied von den guten Fröschen. Wie dankbar war er ihnen — und wie freute er sich, daß alles so gut abgelaufen war.

III. Flix macht abermals eine Wasserfahrt und gelangt bis an die Tore der Stadt.

Frisch und munter marschierte Flix auf den Wald los. Schon graute der Tag. Noch vor Sonnenaufgang mußte Flix aber in einem sicheren Schlupfwinkel sein, wie ihm das Oberhaupt der Windmühlenmäuse angeraten hatte. Er dachte, im Walde würde er am ehesten ein Versteck finden. Vor dem Walde dehnte sich eine Wiese mit vielen runden Heuhaufen aus. Sobald Flix erst die Wiese hinter sich hatte, war er in Sicherheit. Mitten auf der Wiese traf er plötzlich auf eine Feldmaus. Doch war er nicht mehr erschrocken wie bei seiner ersten

Begegnung mit einer seiner Verwandten. Er redete die Feldmaus freundlich an und fragte nach einem sicheren Unterschlupf. Am liebsten wäre er mit der Feldmaus gegangen, um bei ihr im Bau den Tag zuzubringen. Erstaut fragte die Feldmaus zurück:

„Wie kommt's, daß du zu dieser Frist
Noch ohne jede Wohnung bist?
Ja, ist es denn wahr,
Du wanderst wohl gar?
Wohin, wohin
Stehst dein Sinn?“

Flix erzählte geduldig von den schrecklichen Raben daheim und von seiner Reise zum König aller Mäuse, der den Mühlenmäusen helfen sollte. Zum Schluß erkundigte er sich noch bei der aufmerksam lauschenden Feldmaus nach dem Wohnort des Königs. Auch bat er weiterhin die Feldmaus, ihn für einen Tag in ihrem sicheren Bau zu beherbergen. Die Feldmaus sann und sprach:

„Du brauchst nicht sehr zu eilen,
Darfst gern bei mir verweilen.
Unser König Habersatt
Wohnet in der nächsten Stadt.“

Da freute sich Flix. Nur hätte er gern noch den Weg nach der Stadt gewußt. Auf seine dringende Frage, wie er am besten dahin komme, antwortete die Feldmaus:

„Hast du dich bei mir gepflegt,
Fähr' ich dich zur guten Stunde —
Wenn sich nichts Verdächt'iges regt —
Hin zur Stadt, damit die Kunde
Eurer Not den König erreicht
Und sein edles Herz erweicht.“

Nun war Flix zufrieden und wollte sich mit in die Wohnung der Feldmaus begeben. Mittlerweile war aber über ihrem Gespräch der Tag angebrochen, was die beiden Mäuse im Eifer gar nicht bemerkt hatten. Sie hatten auch nicht gesehen, daß eine Schar eisiger Kinder sich nun auf der Wiese tummelte, um das Heu einzubringen. Wie entsetzt waren die Mäuse, als sie mit einem Male das Leben auf der Wiese bemerkten. Flix wußte nicht wohin; die Feldmaus aber schlüpfte in ihr wohlbekanntes Loch. Zitternd verbarg sich Flix unter einem Heuhaufen. Doch o Schreck — er wurde alsbald mit dem Heu ergriffen, um das ein Tuch geschlagen und zusammengebunden ward. Flix war in diesem finstern Sack gefangen. Er fühlte sich im Heu eingezwängt, und die Angst wollte ihm zuerst schier das Herz brechen.

Nach einiger Zeit indessen hatte sich der tapfere Flix wieder ein wenig gefaßt und be-

gann seine Lage zu überschauen. War er denn so ganz und gar hoffnungslos verloren? Hatte er nicht scharfe Fährchen, um ein Loch in das Tuch nagen zu können und dann zu entfliehen? Und schließlich konnte er noch immer die Flucht ergreifen, wenn das Heu in der Scheune ausgebreitet würde. Doch erst einmal aus dem fest zusammengepreßten Heu heraus an das Tuch zu gelangen — das war jetzt sein einziger Gedanke.

Das Heu wurde auf einem Wagen gefahren, das merkte Fliz an dem Rumpeln und Stoßen. Mühsam arbeitete er sich durch das Heu und saß endlich an seiner Kerkerwand, dem Tuche. Deutlich hörte er die Kinder lachen und scherzen. Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte ein Loch in die Hülle nagen, um zu sehen, was vorging. Die Kinder sangen und lachten, sie würden ihn gewiß nicht bemerken. Nach kurzer Zeit schon hatte Fliz ein Loch in das Tuch genagt und lugte vorsichtig und neugierig daraus hervor. Wichtig, die Kinder gaben nicht acht. Da konnte er ja ganz herauskriechen aus seinem ungemütlichen Gefängnis. Zwei große Heubündel lagen auf einem Handwagen, der von mehreren Kindern gezogen wurde. Fliz sah sich alles ganz genau an, vielleicht fand sich bald eine Gelegenheit zum Ausreißen. Er dehnte seine Glieder und putzte sich etwas heraus, es war doch gar so eng im Heu gewesen. Vielleicht fuhren die Kinder in der Richtung nach der Stadt, und so war es für ihn um so angenehmer, gefahren zu werden, als den ganzen Weg zu Fuß zurückzulegen.

Von einem Wald war weit und breit nichts zu sehen. Eine weite, fruchtbare Landschaft dehnte sich vor Fliz aus. Die Kinder jagten jetzt mit dem Wagen einen kurz ansteigenden Weg hinan, und bei einer Biegung des Wegs erblickte unser Reisender einen breiten Fluß. So viel Wasser hatte Fliz noch nie gesehen. Wie armselig nahmen sich daneben der Mühlenbach oder das Bächlein aus, auf dem ihn die guten Frösche gefahren hatten. Die Kinder machten Halt und warfen sich erschöpft in das hohe Gras am Wege. Ein Knabe kletterte die Böschung zum Wasser hinunter und ließ ein Stück Holz in den Fluß hinaustreiben. Die übrigen Kinder sahen zu und achteten nicht auf den Wagen.

Fliz glaubte jetzt, es sei doch das Sicherste, wenn er die Gelegenheit benutze, unbemerkt zu entweichen. Schon wollte er vom Wagen herabklettern, als die Kinder bereits wieder um diesen herumtanzen und sprangen. So

war Fliz gezwungen, in das Heu zurückzuschlüpfen. Kaum aber hatte er sich wieder verbrochen, so gab es einen heftigen Stoß. Der Wagen fiel um, und die Heubündel kugelten den Abhang hinab geradezu in den Fluß hinein. Die Kinder erhoben ein Geschrei, eilten zum Fluß hinunter und wollten die Bündel wieder an das Land ziehen. Doch diese trieben bereits lustig in den Strom hinaus und drehten sich im Kreise.

Fliz hatte Glück — die Seite des Bündels, in der er sich befand, kam nach oben zu liegen. Vorsichtig lugte er hervor und setzte sich dann auf das Heu. Angstlich starrte er auf die Strömung, die ihn mit forttrieb. So trieb Fliz eine ganze Weile voller Angst auf dem Wasser. Schließlich aber faßte er wieder Mut. Er sah sich um und betrachtete die Landschaft, während sein seltsames Schiff dahinglitt. Die prächtigsten Bilder wechselten miteinander ab: hohe Bäume und weite Wiesen und Berge in der Ferne. An den Ufern weideten Kühe.

Da bei einer Krümmung des Flusslaufs sah er plötzlich etwas ganz Anderes. Ja, was war denn das — was ragte denn dort empor? Diese Türme, das mußten die Türme der Stadt sein. Ja wirklich — so war es in der Tat, er näherte sich bereits der Stadt. So würde er also schneller die Stadt erreichen, als er gedacht hatte. Wie aber sollte er von seinem Schiffe herunterkommen? Und schon vor der Stadt mußte er sein Schiff verlassen haben, denn dort drohte ihm die größte Gefahr. Selbst wenn er noch vor der Stadt glücklich an Land kam, war er noch lange nicht der Gefahr entronnen, entdeckt und getroffen zu werden. Das waren sehr trübe Aussichten für den tapferen Fliz. (Fortsetzung folgt.)

o o o

Die Ruh im Schwalbennest.

Eine Ruh, die saß im Schwalbennest
Mit sieben jungen Ziegen,
Die feierten ihr Jubelfest
Und singen an zu fliegen.
Der Esel zog Pantoffeln an,
Ist übers Haus geflogen,
Und wenn das nicht die Wahrheit ist,
So ist es doch gelogen.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Maria Bettin (Zunden), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. G. W. Dieß Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.